

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1932

49 (27.2.1932) Wissenschaft und Bildung Nr. 9

Rudolf Huch

Zu seinem 70. Geburtstag am 28. Februar

Von Hanns Martin Elster

Selten wohl sind zwei Geschwister so verschiedener Wesensart wie Rudolf und seine um zwei Jahre jüngere Schwester Ricarda Huch. Hier die schwärmerisch begeisterte, durch und durch romantische Anbeterin der Schönheit des Lebens, dem sie mit einem berauschemd-berauschenden „Gefühl“ auch in der schwermütigsten Stunde jubelt, hier die aus der engen Braunschweiger Heimat, der sie nur ihre „Erinnerungen an Rudolf Ursken d. J.“ schenkte, in die Ferne Schweifende, nach Italien, der Schweiz, durch ganz Deutschland, alte und neue Zeiten wandernde, hier die heißer Leidenschaft und letzter Grotesk des Blutes, des Glutens Ergebene. Und dort der strenge, fast nüchterne, kritische, realistische Geist, der zwar die tiefe Sehnsucht nach höchster Schönheit, reinstem Menschentum und edelstem Seelenadel, nach Zartheit und Innigkeit, Feinheit und Durchgeistigung in sich trägt, aber die Wirklichkeit wie eine drückende, trübe, erstickende Masse auf sich lasten fühlt, so daß kein Schwung ins Freie möglich wird und nur die Ironie, der Spott, die Satire, der verbissene, gallige Humor als letzte Rettung aus tiefster Melancholie, aus verlornener Einsamkeit, aus grillenhafter Verbitterung übrig bleibt.

Und wie in der inneren Erscheinung, so auch im äußeren Leben: Ricarda verläßt früh das enge, philiströse Braunschweig, in dem die Familie Huch, die einer Sage nach aus Spanien eingewandert sein soll, mit ihrer schwarzhaarigen Fremdheit, exzentrischen Leidenschaftlichkeit, dämonischen Unruhe und Genialität immer ein Sonderleben geführt hat, und geht in die Schweiz, wirft jung alle Fesseln ab, studiert, als kaum eine Frau studierte, leistet sofort Bedeutendes, wird Bibliothekarin in Zürich und weitet ihren Lebensraum nach Italien hin, über ganz Süddeutschland, ja Deutschland, wächst in ihren Stoffen immer weiter in die große historische Welt hinein, läßt Visionen und Lachen immer ins Große aufsteigen, wird die Romanhistorikerin der jüngsten Einigung Italiens, wird durch Seirat mit dem Arzt Cecorri selbst Italienerin; kehrt wieder heim, lebt in München, steigt zu höchsten Erfolgen auf, schreibt den außer Grimmelshausen bedeutendsten Roman des Dreißigjährigen Krieges, wird Akademikerin, lebt jetzt in Berlin. Wie anders verrinnt dagegen Rudolf Huchs Leben! Er geht nicht die Bahnen des Vaters, der sein in Porto Allegre ererbtes Geschäft betrieb und verfallen ließ, Rudolf wurde nicht Kaufmann, sondern Jurist und mußte wegen des Vermögensverlustes, zwischen den Schwestern lebend, Rechtsanwalt werden. Sein bitterer Sarkasmus, sein absolutes Gerechtigkeits- und Wahrheitsstreben machte ihm von Jugend an Feinde: die Erlittenen begründung in Kleinstädten wurde dadurch erschwert. Lange in Sarzburg, dann ein Versuch in Selmstedt, schließlich

wieder in Sarzburg, wo er heute als Justizrat noch seinem Brote nachgehen muß, erfährt er die Bitternis, die die selbstgerechte Spießbürgerlichkeit kleiner Städte hoher Idealität bereitet.

Und wie im Leben so auch in der Literatur: als er nach einem epischen Versuch „dem Tagebuch eines Höhlenmoldes“ (1895) um die Jahrhundertwende dem herrschenden sozialistisch-materialistischen Naturalismus sein „Mehr Goethe!“ zurief, wurde er von den Literaten sofort falsch verstanden. Die Großstadt höhnte seinen Aufruf zur Heimatkunst, sie hat es ihm nie vergessen, daß er ihre Götzen Ibsen, Zola und auch Nietzsche, den er freilich mißverstand, nicht anerkannte. Er hatte es dadurch schwer, sich als Erzähler, geschweige denn als Dramatiker, wie mit dem Lustspiel „Der Kirchenbau“ (bei Reclam), durchzusetzen: seine allzu heftige Ehrlichkeit war den Literaturherrschern ebenso unangenehm, wie den breiteren Leserschichten. Diese Erschwerung seiner Wirkung mußte freilich bei einer Natur wie der seinen gerade die Folge haben, daß er in jedem Buche nur noch schärfer, noch bitterer mit sich und den Menschen abrechnete. Die Menschen wollen und wollten aber nicht ihr wahres Bild sehen: weder wenn er es wie in „Sans der Träumer“ (1902) von der seelischen Seite her zeigte, noch wie in „Der Frauen wunderlich Wesen“ (1905) von der mütterlichen, noch wie in den „Komödianten des Lebens“ (1906) von der humorvollen. Die Menschen haben ja überhaupt so wenig Sinn für wahren Humor, sobald er an gleichzeitigen Erscheinungen aufgezeigt wird. Erst wenn Distanz sich zwischen Stoff und Gestaltung schiebt, entdecken sie plötzlich den Humor, wie jetzt bei dem siebzehnjährigen Rudolf Huch! Inzwischen mußte er aber sein „enges Leben“, aus dem er uns eigenartige und einzigartige Erinnerungen 1923 schenkte, leben: im Raum zwischen Elbe und Weser, Harz und Seide, kaum durch einige Reisen einmal befreit vom Druck allzu naher und kleinlicher Menschenart, die hier wohnt und durch ihre konservative Wurzelstreue auch schöpferische Kraft erschafft. Da Huch aber nicht die Gabe jener Phantasie Ricardas hatte, war er an die reale Umwelt, an sein Leben gebunden: auch für sein Schaffen. So wurde denn sein Schaffen, mit Ausnahme einiger historischer Novellen, wie „Dito Junkers Romfahrt“, oder „Der tolle Halberstädter“ (1925) und „Der Herr Neven“ (1926, beide bei Reclam), eine der schärfsten, wahrhaftigsten, unerbittlichsten Auseinandersetzungen mit dem bürgerlichen Deutschen in der Kleinstadt während der letzten fünfzig Jahre!

Heute sehen wir widerspruchslos, welche Bedeutung, welcher Eigenwert dieser Auseinandersetzung zukommt. Sie behauptet sich als Werk, als Leistung ohne weiteres neben Ricardas Dichtung. Und sie setzt Wilhelm Raabes Werk selbständig fort. Rudolf Huch ist ein wesensdeutscher und goethischer Mensch. Als noch kein Kopf in der Literatur daran dachte, daß nur aus den ewigen

Grundkräften des Menschentums echte Kunst erwachen könne, also aus dem Blut, dem mit der Landschaft und Heimat verbundenen Volkstum und dem geistig-seelischen Streben nach Religion, nach Gott, als noch die Modeliteratur an die allein seligmachende Kraft des Stoffes, des naturalistischen Materialismus glaubte, erhob Rudolf Huch nicht nur in „Mehr Goethe“, sondern sich in anderen Aufsätzen und Broschüren, wie „Eine Krisis“ (1904) und „Dies und Das und Anderes“ (1912) seine Stimme gegen die Wahnideen der Zeit, gegen Verstädtlerung und Arbeitsüberschätzung, Tempo und Geldanbetung. Nicht in pathetischem Idealismus, sondern als durch die Juristerei zu äußerster Schärfe geschulter Denker und als Wegweiser ins Positive!

Dies positive Leben, nach dem er sich in seinem negativen Kleinstadtleben ja mit allen Fasern seiner hochintellektuellen, aristokratischen Natur, seiner Kultiviertheit bis zur Verzweiflung sehnte, stellte er dann als Dichter vor Augen, indem er in Romanstudien wie „Mag Gebhard“ (1907) oder in „Wilhelm Brinkmeyers Abenteuer“ (Reclam) einem seiner besten Bücher, 1911 zeigte, wie wertvollstes Menschentum unter dem Druck allzu verlogenen Bürgerdenkens zugrunde gerichtet wird. Er grub dem wahren Wesen der einzelnen Menschennatur nach, wenn er in „den beiden Bitterhelm“ (1908, Reclam) Vater und Sohn in ihrer Delizienz und Naivität nebeneinander stellte, und er rechnete mit der Gesellschaftslüge ab, wenn er in der „Familie Hellmann“ (1909), in den „Nebenbüchern“ (1910), im „Spiel am Ufer“ (1927) die ganze Tragik der ehrlichen und begabten Menschen innerhalb der Mediokrität aufwies. O, er kannte das bittere Leben, den Alltag, der keine Erfüllung der Ideale zuließ! Er kannte die Gegenwart, die der Kanaille die Möglichkeit zur Niederzwingung aller edlen Kräfte bot. Er kannte das Geleß der Bergeltung, das den Oberleutnant Dohlen im Roman „Talion“ (1913) seine Strafe gerade durch die Frauen, an denen er sich veründigt, empfangen ließ. Er kannte die Wirklichkeit, so daß er ihre Schilderung zu Kulturbildern der Zeit erheben konnte.

Seine Unbestechlichkeit, verschärft durch sein juristisches Denken und Erfahren, war es recht eigentlich, die ihn den Weg über Kritik, Satire, Ironie zum wesenhaften Humor, wie im schönen „Altmänner Sommer“ (1929), gehen ließ. Er offenbarte als ein Bruder Wilhelm Raabes den spezifisch germanisch-niederdeutschen, durch und durch männlichen Humor, der unter Tränen, die die tiefwunde Seele weint, doch lächelt. Aus diesem Humor wächst ihm Lebenskraft zu, schenkte er seinen Lesern Kraft, das Leben, die Menschen trotz allem zu ertragen und zuletzt lächelnd doch zu lieben. Als solcher Führer und Helfer am Leben steht er vor uns. Es wird Zeit, daß die Deutschen das Unrecht, das sie seinem Werk durch Nichtbeachtung zufügten, wieder gutmachen: um ihrer selbst willen.

Neues aus Naturwissenschaft und Technik

Operativer Kopftausch bei Insekten

Vor kurzem ließ die Mitteilung eines russischen Forschers die wissenschaftliche Fachwelt aufhorchen. Dieser, N. N. Plavitschikov mit Namen, behauptete nämlich, es wäre ihm gelungen, Köpfe von Insekten, die er abgeschnitten hatte, wieder anwachsen zu lassen. Ja, noch mehr wollte er beobachtet haben. Er setzte die Köpfe anderer Insektenarten auf und die entstandenen Geschöpfe richteten sich nach dem aufgesetzten Kopf: „Ein Mistkäfer mit Mistkäferkopf fraß nur Mist und wühlte sich in diesen ein. Ein Mistkäfer mit Mistkäferkopf verspeiste Blätter und versuchte auf Zweige zu klettern! Männchenkopf mit weiblichem Rumpf zeigt Paarungslust und Kampfbegier, umgedreht zeigt er weibliche Brutpflegeinstinkte, z. B. rollt ein Blattrollenblätter zu einer Röhre.“ Das sind ganz außerordentlich klingende Ergebnisse. Leider gelang es keinem der Nachuntersucher, dieselben Ergebnisse zu erzielen. Zwar konnte Prizbom nachweisen, daß ein Käferkopf in den Muskelpartien wieder anwächst, wenn man das Tier in unveränderter Lage in kühler, feuchter Luft einige Wochen hält, aber niemals konnte festgestellt werden, daß eine Nervenverbindung, die zum Zustandekommen obiger Reaktionen nötig wäre, hergestellt wurde. Hanns von Lengerken, Berlin, vermutet deshalb auch, daß Plavitschikov zumindestens einer Selbsttäuschung erlegen ist. Er hat vor allen Dingen nicht beachtet, was schon Blund nachgewiesen hat, daß geköpfte Käfer bis über einen Monat leben können, so daß sie die angegebenen Reaktionen wahrscheinlich auch ohne den Kopf ausgeführt hätten, besonders wenn man mit „etwas zarten Willen“ beobachtet. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß ein Kopftausch bei Insekten überhaupt unmöglich wäre. Im Gegenteil, bei niederorganisierten Tieren ist er einwandfrei nachgewiesen. So

hat z. B. Crampton Schmetterlingspuppen ganz verschieden zerschnitten und auf alle mögliche Weise zusammengesetzt und zum Verwachsen gebracht. Noch leichter geht es bei den Würmern, die ja einer tieferen Tierklasse angehören. Bei ihnen hat man zerschnittene und wieder zusammengesetzte Tiere noch jahrelang am Leben erhalten können, ja noch mehr, sie wuchsen und entwickelten sich auch kräftig weiter. Bei Regenwürmern ist es auch Zost gelungen, ein Kopfstück seitlich in einen anderen Wurm einzupflanzen, so daß Individuen mit mehreren Köpfen entstanden, die lange Zeit am Leben blieben.

Das Vordringen der lateinischen Schrift in Asien

Nach dem Vordringen der neuen Türkei haben auch viele anderen asiatischen Völker das lateinische Alphabet als Schriftform angenommen. Bereits im Jahre 1922 wurde auf einer Konferenz einer Anzahl von Kulturorganisationen asiatischer Völker beschlossen, das bisher angewandte arabische Alphabet durch die westeuropäische lateinische Schrift zu ersetzen. Naturgemäß konnte die Einführung der neuen Schrift nur langsam erfolgen, aber heute haben immerhin formell bereits 30 Millionen Menschen das neue Alphabet angenommen, d. h. die Regierungen dieser Völker haben den Latinisierungsbeschluß gefaßt. Nach russischen Meldungen ist auf dem Gebiete der Sowjetunion der ganze Süden und Osten bereits zu der Anwendung der lateinischen Schrift übergegangen. Es sind bisher nicht weniger als 23 Millionen Bücher für diese Gebiete in lateinischer Druck erschienen. Mit Hilfe der neuen, bedeutend leichter erlernbaren Schrift gelang es in den letzten zwei Jahren 1,5 Millionen Menschen das Lesen und Schreiben beizubringen. Außer der Türkei ist auch Persien, Afghanistan und Indien inzwischen zur Latinisierung des Alphabets übergegangen. Allerdings ist in diesen Staaten noch ein bestiger Widerstand gegen die Abkehr von der überlieferten arabischen Schrift vorhanden, der nicht allzubald gebrochen werden wird. Vom kulturellen Gesichtspunkt aus

dürfte die Bewegung in vieler Hinsicht ein Verlust für die betroffenen Völker darstellen, denn der Übergang zur neuen Schrift bedeutet zunächst mindestens ein Verzicht auf die Überlieferung des literarischen Kulturgutes: denn Übertragungen in die neue Schriftform werden viele Jahrzehnte erfordern und gewaltige Kosten erfordern. Trotzdem ist die Bewegung nicht mehr aufzuhalten und ihr Ausbruch war seit vielen Jahren nur noch eine Frage der Zeit. Übrigens ist auch in der Russischen Sowjetrepublik vom Bildungsministerium eine Kommission eingesetzt worden, die die Frage der Einführung der lateinischen Schrift auch für den russischen Sprachraum untersuchen soll. Bei der Bedeutung und der Reichhaltigkeit der russischen Literatur jedoch dürfte die Bewegung kaum in der allernächsten Zeit zum Erfolg führen.

Wie wirken Kriege auf die Rassenentwicklung?

Seit jeher ist die Anschauung weit verbreitet, daß Kriege die Rassenentwicklung in günstigem Sinne beeinflussen. Allerdings fehlte es auch nie an Männern, die darauf hinwiesen, daß gerade die kräftigsten und den Rassenotyp am meisten verkörpernde Menschen dem Kriege zum Opfer fallen. Mit diesem Fragenkomplex haben sich kürzlich die amerikanischen Professoren Irving Fisher von der Yale-Universität, M. Dougal, R. Carrer und S. Hunt in einem gemeinsamen Aufsatz beschäftigt. Ausgehend von verschiedenen Gesichtspunkten kamen sie alle vier zu der Feststellung, daß Kriege zu allen Zeiten nicht veredelnd, sondern verschlechternd auf die Rassen eingewirkt hätten. So stellt Fisher fest, daß die zwanzig Jahre andauernden Kriege Napoleons die Durchschnittsgröße des französischen Volkes herabgesetzt hätten. Die stärksten und kräftigsten Männer seien auf den Schlachtfeldern Europas und Ägyptens gefallen. Ähnliche Beobachtungen könne man bei den am Weltkrieg beteiligten Völkern machen. Auch bei ihnen seien Merkmale der rassenverschlechternden Wirkung des Krieges festzustellen.

Skii-Paradiese in den deutschen Alpen

Von Dr. Heinz Volterrad

Das deutsche Hochgebirge wird voraussichtlich in diesem Winter einen Rekord der Besucherzahl erleben — das ist übrigens nur erfreulich, denn die deutschen Alpen verfügen über derart zahlreiche „Skii-Paradiese“ der verschiedensten Art, daß für jeden Anspruch auch der verwöhntesten Skiläufer gesorgt ist. Ehe wir uns der Besprechung der einzelnen Gebiete zuwenden, noch ein paar allgemeine Ratsschläge: im Gegensatz zum Mittelgebirge erfordert der Skilauf in den Alpen ein gewisses Maß an Erfahrungen und Kenntnissen der alpinen Gefahren, wenn man größere Touren unternahmen will. Wer diese Erfahrung nicht hat, dem empfehlen wir, sich an einem Skiführer oder Führungstouren zu beteiligen, wie sie von allen wichtigeren Winterportplätzen organisiert werden. Ferner ist die Mitgliedschaft im Deutsch-Österr. Alpenverein recht zweckmäßig, da sich dadurch die Gebühren auf den Hütten — die als Stützpunkte bei den meisten größeren Touren in den deutschen Alpen eine wichtige Rolle spielen — ermäßigen und nun auch bei der Zuweisung der Betten usw. gegenüber den Nichtmitgliedern Vorteile hat.

Oberbayern

Zu nennen wäre zunächst Tegernsee, ein Stützpunkt für mehrere sehr hübsche Touren. Empfehlenswerte Tagesstouren sind z. B. folgende: Aufstieg zum Wallberg (markiert), Pause im Wallberghaus (bew.), dann kleinere Abstecher im Gebiete der Hütte Rissertogel usw.). Die schönste Abfahrt führt nicht direkt nach Tegernsee zurück, sondern markiert nach Entertotach. Von dort zurück nach Tegernsee. Weitere schöne Stiziele sind die Neureuth, der Hirshberg usw.

Das Skigebiet von Salslersee weist ebenfalls eine Fülle sehr schöner, nicht allzu schwieriger Touren auf. Tagesstouren: Von Salslersee auf die Rotwand (bzw. Hütte). Abfahrt entweder nach Salslersee zurück, oder (noch schöner) nach der anderen Seite herunter. Wunderbare Abfahrt über Hänge, zum Schluß durch Wald nach Seitan. Sehr schön und etwas kürzer sind die Touren aus den Jägerfamm, zum Sonnenwendloch; ferner (längere Tour!) auf den Schinder. Abfahrten sämtlich zurück nach Salslersee oder Neuhaus.

Bayrischzell hat das wunderbare Skigebiet des Sudelfeldes zur Verfügung. Die Abfahrten führen allerdings zum Schluß durch steile Hohlwege und sind nicht ganz leicht.

Das Werdenfeller Land

Oberammergau ist ein berühmtes „Schneeloch“, in dem die Schneeverhältnisse fast immer günstig sind. Typisch boralpines Skigebiet mit schönen, leichten Touren. Tagesstouren: von Oberammergau 1. zu den Büchlingshäusern (bew.), 2. zum Laber (Starnberger Hütte). (Abfahrt nach Oberammergau über die Salla-Alm.)

Das Skigebiet von Bad. Kohlgrub ist harmloser Art; schönste Skitour: Hörnle.

Garmisch-Partenkirchen hat eines der schönsten Skigebiete der gesamten Alpen, allerdings tragen die größeren Touren schon reinen Hochgebirgscharakter, erfordern also noch mehr Vorsicht als die boralpinen Gebiete. Bei schlechter Schneelage bietet Garmisch den großen Vorzug, daß man mit der Drahtseilbahn rasch in die Höhe fahren kann — neben den berühmten Zugspitzbahnen (die bayerische ist etwas teurer als die österreichische) führen Schneebahnen zum Kreuz (ideales Skigebiet) und zum Wank (weniger schönes Skiterrain). Schöne Skitouren: 1. (2 Tage): Mit der Drahtseilbahn

zum Kreuz (bew.). Dort die Sachen lassen und Abstecher zum Längselber Kopf. Dann übernachten und am nächsten Morgen frühzeitig (nicht später als 7 Uhr!) Aufstieg zur Watzke. Von dort weltberühmte Abfahrt (u. U. Lawinengefahr, daher nur unter fachkundiger Führung!) zurück nach Garmisch. 2. Von Ehrwald über Garmisch mit der Bahn (oder per Ski über die Knorr-Hütte) auf die Zugspitze. Von dort weltberühmte Abfahrt nach Ehrwald. Für diese Tour nimmt man sich zweckmäßigerweise mindestens zwei Tage, um auf dem Zugspitzblatt einen Tag Zeit zu haben. Kürzere Touren: 1. Zum Eckbauer. 2. Zum Kreuz. Beide Abfahrten (nach Garmisch) sind leicht und sehr lohnend.

Das Allgäu

Im Allgäu ist das nette Städtchen Oberstdorf als Stützpunkt für einen längeren Skiausenthalt besonders geeignet. Größere Tagesstouren: Zellhorn und Nebelhorn (Drahtseilbahn!). Die Abfahrten sind nicht ganz leicht (steile Hänge!), aber sehr lohnend. Sehr empfehlenswert ist ein Besuch des Walser Tals — am besten vereinigt man diese Tour mit einem Besuch der Schwarzwasserhütte (2-3 Stunden oberhalb des Dorfes Riezler, das übrigens einen guten Auf als Stützpunkt für „jüngliche“ Skiläufer hat). Die Schwarzwasserhütte hat ein sehr schönes und durchaus leichtes Skigebiet. Sehr lohnend ist der Aufstieg zum Hohen Isen von Riezler aus — sehr schöne, ungeschwierige Abfahrt. (Kleine Tagesstour.)

Während das Skigebiet von Oberstdorf hochalpinen Charakter trägt und teilweise bei den größeren Touren recht erhebliche Ansprüche an die Erfahrung und Skiführer stellt, ist das Skigebiet von Oberstaufen, Immenstadt und Sonthofen wesentlich harmloser: leichte bis mittelschwere Abfahrten in typisch boralpinem Gelände. Schönste Skitouren: Niedberghorn, Schwendhorn und Grinten.

Chiemgau und Berchtesgadener Land

Ein ausgezeichnetes Skigebiet hat das in den letzten Jahren bekannter gewordene Dörflein Keit im Winkel (bei Ruhpolding). Das Gebiet zeichnet sich durch eine Fülle leichter Touren in boralpinem Stile aus, daneben gibt es mehrere große Touren, die allerdings teilweise nicht ganz leicht zu finden sind. Sehr lohnend ist der Besuch der Winkelmoosalm (bew. Hütte- und Berggasthof), die ein vorzügliches Skigebiet aufweist. Größere Touren: Sonntagshorn (wunderbare, leichte Abfahrt!) und Zellhorn.

Das Skigebiet von Bad Reichenhall stellt wieder etwas höhere Ansprüche an den Skifahrer, verfügt dafür aber über eine große Anzahl sehr lohnender langer Touren. Besonders zu empfehlen ist ein Besuch der hochgelegenen Reiteralpe (bew. Hütte), die mehrere kleinere Touren mit schönen Abfahrten erschließt. Skitouren: Sonntagshorn, Doserer Alm.

Sehr empfehlenswert ist die Wimbachgriesalm (mindestens zwei Tage nötig, da Annarich sehr lang!), die ein sehr schönes, wenig überlaufenes Skigebiet erschließt.

Berchtesgaden ist der Ausgangspunkt für zahlreiche Skitouren aller Schwierigkeitsgrade. Besonders schöne Tagesstour: Unterschlag. Sehr lohnend ist ein Besuch der Zintenjochhütte (4 bis 5 Stunden Aufstieg!), und von dort aus Skitouren im hochalpinen Gebiet des „Steinernen Meers“. Man erkundigte sich aber rechtzeitig vorher, ob die Hütte offen und bewirtschaftet ist (das gleiche gilt überhaupt für viele Hütten in den deutschen Alpen, die zu gewissen Zeiten überfüllt, zu anderen aber unter Umständen unbewirtschaftet eventuell sogar geschlossen sein können). Die kleineren Touren um Berch-

tesgaden sind relativ ungeschwierig und führen nur in voralpinen Gelände, die längeren Skifahrten dagegen erfordern unbedingt alpine Erfahrung und genügendes technisches Können, da es sich zum Teil um sehr lange und relativ schwierige Abfahrten handelt.

Nachschlägen

Aus Dr. Prüfers „Erziehungskunde“

Erlebnis: „In einer Familie wurde Besuch erwartet. Eine appetitlich aussehende Kirchtorte stand fertig auf dem Küchentisch. Die nur zum Teil mit Guß bedeckten Kirchtorten lockten das achtjährige Töchterchen herbei. Das Wasser lief ihr im Munde zusammen. Sie konnte nicht widerstehen und blickte sich schließlic mit ihren kleinen Fingern eine Kirchtorte heraus. — Aber, o Schreck! Ein Loch! — Was sollte die Kleine tun? — Da fiel ihr ein, daß in der Speisekammer frische Kirchtorten standen. Nach holte sie eine von diesen Kirchtorten und steckte sie in das Loch. Dann schlich sie mit großer Angst aus der Küche. — Einige Stunden später sah die Familie mit ihren Gästen im Wohnzimmer, am großen runden Tisch, Eben sollte die Torte verteilt werden. Da sagte die Mutter lächelnd: „Mit der Torte ist etwas Merkwürdiges geschehen. Ich hatte gelochte Kirchtorten hineingegeben, aber an einer Stelle steht jetzt eine ungelochte Kirchtorte. Wer kann das sich erklären?“ — Das kleine Mädchen wurde natürlich über und über rot. Die Mutter wußte nun sofort Bescheid, sagte aber mit feinem Lächeln nur: „Gut, meiner Kinder muß genascht haben. Es mag sein, wenn die Torte jetzt zu ihm kommt, kein Stücken nehmen und sich damit selbst als Nachschläger bekennen.“ — Niemand sprach ein Wort. Die Torte wurde in Anlauf gesetzt, und die Gäste folgten ihr. Das Kind wagte nicht den Kopf zu heben. Endlich reichte man ihm den Tortenteil. Es schaute einen Augenblick, ob es ein Stück nehmen sollte, aber es konnte die Hand nicht heben. Es fühlte, wie aller Blicke auf ihm ruhten. Die Beschämung war riesengroß. Mit dunkelrotem Kopfe sah sie da, und der Tortenteil wurde weitergereicht. — Nie hat dieses Kind wieder genascht, wie es nach vielen Jahren gestanden hat. Diese Minuten tiefer Scham haben sich ihm fürs ganze Leben eingeprägt.“

Betrachtung: Das Nachschlagen ist ein weitverbreiteter Kinderfehler. Er beruht nicht nur, wie manche glauben, auf dem starken, körperlichen Bedürfnis des Kindes nach Zucker — wenn dies dabei natürlich auch mitspricht —, sondern auch auf der menschlichen Begehrlichkeit und Genußsucht. Es gibt Eltern, die bekämpfen die Nachschläger ihrer Kinder damit, daß sie ihnen so viel Süßigkeiten geben, bis sie gar keine mehr mögen. Das ist keine Erziehung, sondern ein Kapitulation vor den Trieben des Kindes. Wer einen Menschen erziehen will, muß an seinen Willen appellieren, er muß ihm Aufgaben stellen, die von ihm eine — wenn auch verhältnismäßig geringe — Anstrengung erfordern. Hier könnte sie z. B. lauten: „Befriedige deine Hungerstimmung nicht bei jeder sich bietenden Gelegenheit, laß dich nicht von einem Gaumenstillsitzen zu unnötigen Ausgäben und zur Übertretung eines erteilten Gebotes verleiten!“ — So betrachtet, ist der Kampf gegen das Nachschlagen ein Stück der Charaktererziehung; denn was den Kleinen hier in bezug auf das Nachschlagen zugemutet wird, das wird von jedem erwachsenen Menschen in bezug auf alle anderen Genüsse des Lebens dauernd verlangt. — Das hier von der Mutter angewandte Mittel der Beschämung ist dazu besonders geeignet. (Vergleiche auch das 8. Erlebnis!) Denn, wenn man die Kinder erst so weit hat, daß sie sich schämen, und aus Furcht vor der Scham ihre Triebe zu beherrschen versuchen, dann hat man schon viel gewonnen. Das ist überhaupt ein Kernstück der Erziehung. Denn später im Leben sind alle Menschen mehr oder weniger darauf angewiesen, mit ihrem Trieben fertig zu werden. Wer das nicht kann, leidet Schiffbruch. — Gerade der Umgang mit Dingen, die man gern haben möchte und doch im Augenblick nicht haben darf, sollte daher von klein auf geübt werden.

Ergebnis: Auch die kleinen Vorkommnisse des Tages muß der Erzieher in einem höheren Lichte sehen. Nicht der Augenblickserfolg darf für ihn entscheidend sein, sondern er muß seine Erziehungsmassnahmen stets beurteilen nach der Wirkung, die sie auf die innere Entwicklung des jungen Menschen haben. Je zarter und feelsicher ein Erziehungsmittel ist, um so besser; denn dann kann es am nachhaltigsten in der Seele des Kindes wirken.

* Das Büchlein enthält eine Fülle feinsinniger Erziehungsratschläge auf völlig neuer Grundlage; es handelt sich nicht nur um pädagogische Beobachtungen, sondern der Erzieher wird in den geschilderten pädagogischen Erlebnissen handelnd, nicht wie sonst passiv, dargestellt. (Prüfer, „Erziehungskunde auf Erlebnisgrundlage“. B. G. Teubner, Leipzig — Berlin, Preis 1,80 RM.).

Neues vom „Großen Brockhaus“. Wie wir erfahren, wird der 11. Band des größten vollständigen deutschen Nachschlagewerks trotz der schweren Zeit planmäßig Mitte März erscheinen. Er wird die Buchstaben L-M umfassen. Entgegen der Notverordnung sind die Preise um 10 Prozent gesenkt worden, was von den zahlreichen Verlegern sicher sehr begrüßt wird. Wir werden auf den Band nach seinem Erscheinen an dieser Stelle zu sprechen kommen.

Gerhart Hauptmann, der einer Einladung der Carnegie-Friedensstiftung folgend, mit der „Europa“ in New York eingetroffen ist, wurde von Professor Deuser vom Deutschen Hause der Columbia-Universität und Konrad Schwarz sowie von zahlreichen Pressevertretern begrüßt. Auf die Frage, ob er seine amerikanischen Erfahrungen verwerten werde, antwortete Hauptmann, vielleic in epischer Form.

Um das neue Vasser Kunstmuseum. Der Große Rat des Kantons Basel hatte vor kurzem nach jahrelanger Planung und Erörterung den Bau eines Kunstmuseums im Kostenbetrag von 7,5 Millionen Franken genehmigt. Nachdem noch in letzter Minute eine eifrige Werbung für einen billigeren Elektribau einsetzte, an Stelle des geplanten Massivbaus, der die an verschiedenen Stellen der Stadt verteilt untergebrachten Kunstwerke aufnehmen soll, gelang es schließlich doch, in einem vornehmten Bauauftrag vorgesehenen Plan im Kantonsparlament durchzuführen. Nun ist aber von den Kommunisten, die das Geld für andere Zwecke verwenden wollen, und einer anderen Gruppe Einspruch erhoben worden, so daß die ganze Frage nochmals zur Entscheidung kommt.

Eine Barte-Aufführung in Zürich. In Zürich fand die Aufführung eines Niederzins für Bariton, gemischten Kammerchor und Kammerorchester von Ernst Kunz (Olten, Schweiz) statt, dem Gedichte von Hermann Barte aus seiner alemannischen Gedichtsammlung „Nadles“ zugrunde lagen. 21 der schönsten und reizvollsten Dichtungen hatte der Komponist auszuwählen und eine dem Charakter der Dichtungen fein angepaßte Musik dazu geschaffen. Die Aufführung gestaltete sich zu einem großen Erfolg für Komponist und Dichter.

Josepb Rembaur

Zu seinem Konzert in der Karlsruher Orchestergruppe des Richard-Wagner-Verbandes deutscher Frauen am 9. März 1932 (Eintrachtssaal).

Die äußere Geschichte dieses Pianisten ist rasch erzählt. Er entstammt einer altösterreichischen Intelligenzfamilie, ist der ältere Sohn eines ebenfalls im Musikfach tätigen Vaters, der zu seiner Zeit auch als ein namhafter Komponist galt. Der am 28. April 1876 Geborene absolvierte das Gymnasium zu Innsbruck, wurde aber eigentlich schon von frühester Kindheit an — genau wie sein jüngerer Bruder Karl, der spätere Dresdener Hoforganist — für den Musikberuf miteingeweiht. Dies zunächst in der väterlichen Musikschule begonnene Studium wird dann in München fortgesetzt, wo Rheinberger und Thuille die für ihn maßgebenden Pädagogen sind. Zwei weitere Lehrjahre folgen am Leipziger Konservatorium unter Reizenauer, der dem jungen Künstler auch sofort eine Lehrstelle anbietet. Mit dieser auffallend raschen Ernennung ist die Jahrhundertwende mittlerweile überschritten, und nun fängt Rembaur eigentümliche Laufbahn an, zumal nachdem er den Leipziger Posten mit einer bevorzugteren Stellung an der Münchner Akademie der Kunst wieder vertauscht hat. Aber nicht, daß die Verschmelzung des Virtuosen mit dem Pädagogen, der stete Wechsel zwischen Lehrstuhl und Robium ihm fortan wollte künstlerische Befriedigung gönnte, ist das Besondere (auch viele andere verbinden ja Konzertkarriere mit Lehrstätigkeit und hauen dadurch ihre solistisch angeregtere Herrschaft allseitiger aus), sondern das Charakteristische und Einmalige ist sein Eintreten für Franz Liszt, das fast den Begriff „Mission“ betriebe, wenn damit nicht wieder etwas Alltägliches und Mißverständliches gesagt würde.

Gerade hierdurch jedoch ragt Josepb Rembaur als lebendiges Glied einer Klavierkultur, die viele schon hinweggeschoben hatten oder verloren gaben, in die jüngste Gegenwart, und gerade in den letzten Jahren zeigt sich deutlich, daß er am pianistischen Klavierschulung eine ganz hervorragende, wenn auch einsame Position erlangt und behauptet hat. Das liegt freilich nicht allein an der Art, wie er vorab Lisztsche Werke als überzeugter Verehrer und unbefrönter Statthalter der Nachwelt überantwortet; noch mehr bleibt zu respektieren,

auch wenn naturbedingt aus solcher Einseitigkeit weit eher manche Mängel als Vorzüge seiner übrigen Leistungen abzuleiten sind, daß er mit der Hörbarmachung des Liszt-Stiles eine Tradition in unsere Zeit hinübergerettet hat, die für den öffentlichen Vortrag doch nicht so ganz entbehrlich scheint. Es ist jener spezifisch spätromantische Klavierstil, der zum tiefgreifenden Unterschied vom sachlich-klassischen Stil die Persönlichkeit des Spielers vollkommen in den Vordergrund stellt, und dessen mehr oder minder nuancengestaltiger Interpretation, ja auch dessen am Fingel kräftig spandenber Dämonie ausschließlich überläßt, das Werk durch sich zur nötigen Wirkung zu bringen. Man mag das allerdings, wie schon bei Rubinstein, letzten Endes mehr eine Virtuosität des Instrumentes statt des Geistes nennen, obwohl Rembaur in seinem Büchlein „Von der Poesie des Klavier-Spiels“ auch viel Geistreiches geäußert hat, und der nüchtern wägende Verstand mag Etliches gegen derlei unserer mechanisierten Zeitmode schon ganz und gar entfernende Besessenheit des Spielers vorbringen, und es zuweilen als unpianistisch bezeichnen, wenn der Inhalt nicht nur gerade bis zum Rand erschöpft wird, sondern in unändlichem Drang über die Skala hinausströmt; trotzdem wird sich niemand so leicht dem spontanen Widerklang einer solchen eben niemals nur handwerks- und gedächtnismäßigen Tastenvermittlung entziehen können. Noch ist ja auch das Klavier bis heute weder zu einem abstrakten Organ, noch zum simplen Schlagzeuginstrument erklärt worden und hat seine Funktion noch kaum derart gemehelt, daß es dem vor ihm Sitzenden verboten wäre, aus seinem höchst individuellen Nachspiel einen braunroten Schaffensakt zu machen. Das ist's aber immer wieder, was an Klavierabend Rembaur's fesselt. Man fühlt, daß irgendwie eine vocatio divina ihn zu einem wahren Erläuterungsamt antreibt. Das schafft nicht nur im Saal eine selbstam zuberstehende Atmosphäre, sondern offenbart selbst den kulturwidrigsten Zuhörern ein untergeklärtes Elementarerlebnis.

Damit sind die ungefähr wichtigsten Züge gekennzeichnet, die mit einiger Klarheit das Bild Rembaur's gegenüber virtuoser Oberflächlichkeit abheben und ihn zugleich als einen der letzten Repräsentanten einer Generation von Nachschaffenden charakterisieren, deren Wurzeln die Anti-Romantik leider arg verdrüffert hat, deren Ruhm aber trotzdem heute beinahe schon legendär zu werden beginnt.

H. Sch.